Die

Brieftasche.

Nichtpolitische Beilage zur Unterhaltung und Belehrung, zu der Zeitung: „Der Correspondent von und für Schlesien."

Sonnabend — No. 42. — den 18. Oktober 1828.

Eine neugriechische Hochzeit.

(Aus den Mittheilungen eines Engländers)

Man zählte die Familie des Bräutigams und der Braut zu denen der ersten Bürgerklasse Athens. — Eine steinerne Treppe, nicht im besten Zustande, und mit Gästen, Musikern und Sängern besetzt, führte zur ersten Etage im Hause der Braut. Das unaufhörliche Getös von klingenden Tamburins, schallenden Cymbeln und dumpf rollenden Pauken, mit dem untermischten Gekreisch und Jauchzen des versammelten Volkes diente dem Epithalamium als Einleitung und war gleichsam eine Vorbereitung für die Nerven und Erwartungen der Gäste. Trotz der geringen Anzahl der Spieler und Sänger, war der Eindruck, den ihre vereinigten Kräfte hervorbrachten, so stark und betäubend, daß man kein Wort verstehen konnte, weder von dem was gesungen, noch von dem was gesprochen ward. Als ich mich mit vieler Mühe und Anstrengung durch die Menge gedränge hatte, führte man mich in's Putzzimmer, wo meiner ein sonderbares Schauspiel wartete. Mitten im Zimmer, von ihren Verwandten und Freundinnen umgeben, saß die Braut; noch war ihre Toilette nicht beendet; ihre Amme, die zugleich die Rolle der Kammerfrau spielte, fügte zu dem schon ungeheuren Kopfputz der Braut noch einen blanken Sequin nach dem andern, und eine bunte Blume nach der andern hinzu, und vermehrte dadurch noch mehr die Häßlichkeit, des durch Schminke scheußlich entstellten Angesichts. Der Contrast zwischen Amme und Braut war sehr charakteristisch. — Erstere hatte den Eitelkeiten dieser Welt, wenigstens für ihre Person, längst entsagt, und schien nur von neuem aufzuleben in der Eitelkeit ihres Zöglings. Ihre Augen funkelten bei jedem Blick, den sie auf ihr Werk warf, und mit selbstgefälligem Lächeln zog sie sich oft zurück, um es in der Ferne zu bewundern, und den Beifall des umgebenden Kreises einzuerndten. So die Amme — Julie war wo möglich noch sonderbarer. Ohne eigentlichen Anspruch auf Schönheit, war ihre, ganz griechische, ja athenische Physiognomie sehr einnehmend. Die Augen rund, tief liegend und dunkel hatte man durch Kunst noch vergrößert, und den Glanz derselben durch Schwarzfärbung der Augenlieder und Wimpern vermehrt; doch verlor das Auge dadurch das Bewegliche und Ausdrucksvolle; nichts blieb ihm, als der stiere, fromme Blick, den man hier gewöhnlich bei den griechischen Frauen findet. Die natürliche Farbe des Gesichts war, vermöge der dick aufgetragenen Schminke nicht zu erkennen; jeder Zug des Antlitzes war unter dieser künstlichen Decke von Roth und Weiß verborgen. Der aus mehreren Etagen bestehende, unförmliche Kopfputz glich einer glänzenden, mit Münzen aller Art, Goldpapier, Blumen u. s. w. verzierten Säule. Mit staunender Bewunderung betrachteten die sie umgebenden Basen und Muhmen dieses geschmacklose Kunstwerk, welches zugleich für ein Zeichen des Wolstandes der Familie galt; denn gewöhnlich wird auf diese Weise die ganze Mitgabe der Braut zur Schau gestellt. Nichts desto weniger ward, ohnerachtet dieser prahlerischen Großthuerei, eine Schüssel unter den versammelten Gästen herumgeschickt, um ihre milden Beiträge einzusammeln. Die Totalsumme, die durch die reichlichen Gaben ziemlich bedeutend geworden, ward dann der Braut eingehändigt und von ihr mit wolgefälliger Zufriedenheit überzählt.

Die untergehende Sonne gab endlich das Zeichen zum Aufbruch. Nur mit Mühe und Anstrengung erhob sich die Braut; denn trotz der Unterstützung von zwei Brautjungfern, erlag sie, im eigentlichen Sinn des Wortes, fast unter dem Gewicht ihres schweren Kopfputzes. Als sie sich auf der Treppe zeigte, begann das Epithalamium in verschiedenen Stanzen, die in den hohen näselnden Tönen, in der schrecklichsten aller Musikarten der griechischen Lautaleen, gesungen, und mit reichlichen Gestikulationen begleitet wurden. Ein kleiner Knabe trug der Braut einen Spiegel vor, in dem sie unaufhörlich ihre Schönheit bewundern konnte; doch schien sie von dieser Freiheit, ihrer Eitelkeit so öffentlich zu genügen, nur selten Gebrauch zu machen. Schwer senkten sich die dunkeln Augenlieder, und jeder ihrer Bewegungen sah man es an, welche Beschwerden ihr der mächtige Kopfputz machte. Blumen und Nüsse wurden hinter ihr her geworfen, begleitet von allen möglichen guten Prophezeihungen, hergeleitet aus uralten Traditionen, und in bildreichen Reden ausgesprochen.

So näherte sich der Zug, bei Fackelschein und in möglichster Ordnung (die bei der Enge der Straßen und bei der Ausgelassenheit des Volkes schwer zu erhalten) dem Hause des Bräutigams. Der häusliche Despotismus der Alten lebt noch fort in ihren Enkeln, und die jetzigen Griechen gleichen in der Behandlung des weiblichen Theils ihrer Familie, ganz den Türken. Das strenge Gesetz des alten Gynäceums hat hier die Sitten überlebt, die es diktirten; und der neue Glaube der Griechen, der beiden Geschlechtern gleiche Rechte zugesteht, fügt sich schmiegsam in die despotischen Sitten ihrer halb heidnischen Oberherrn.

Als wir endlich in dem Hofe des Bräutigams anlangten, überraschte es mich ungemein, daß wir, anstatt mit lärmender Fröhlichkeit, wie ich es von dem Charakter eines Südländers, bei einer solchen Gelegenheit wol erwarten konnte, mit einer solchen Kälte und Gleichgültigkeit empfangen wurden, die man selbst bei einem Deutschen oder 70jährigen Methaphysiker vergebens suchen würde. Wir fanden den Bräutigam unter dem schönsten und schattenreichsten Baum, deren es mehrere auf dem Hofe gab, sitzend, und nicht etwa mit Lesung eines Gedichtes beschäftigt, das die Seelenvorzüge seiner Braut verewigte; oder ihre junonischen Augen, seidene Wimpern, zierliche Schönpflästerchen, unvergängliche Gesichtsfarbe, reichen Kopfputz, oder gar ihre tyrannische Seele, besang. Nichts von allem dem; mit einem ganz anderen, sehr materiellen Geschäfte, dem wöchentlichen Rasiren, war der zärtliche Bräutigam beschäftigt. Man halte diesen Umstand nicht etwa für einen Theater-Coup, für etwas der Ueberraschung ähnliches, nein! es war ein sehr wesentlicher Theil der Ceremonie, und mit wahrhaft religiöser Feierlichkeit beobachtet und ausgeführt. Die ganze Gesellschaft schien entzückt über die Präzision mit der der Barbier seine Kunst betrieb, und dem savoir faire mit dem er die Ceremonie beendete.

Nachdem das Haupt geschoren, der Schnurrbart gehörig gekräuselt und der scharfe Seifenschaum aus Aug' und Mund gewaschen war, ging eine ähnliche Collekte, wie bei der Braut, herum, wobei sich dann wieder die Großmuth der Gäste im glänzendsten Lichte zeigte. Alle diese Verhandlungen wurden mit so vielem Anstande und so vieler Würde vollbracht, daß keine Lipp', selbst des allerjüngsten in der Gesellschaft, sich zu einem Lächeln verzog. Der Bräutigam, schön geschmückt und reichlich mit Rosenwasser besprengt, war, trotz seiner gelben Haut und einigen verrätherischen Falten an Aug' und Stirn, ein Mann, den jede Dame, die nicht blind für ihr eignes Glück war, mit Bewunderung und Dankbarkeit annehmen mußte. Die Braut hatte sich bei ihrer Ankunft, der orientalischen Sitte gemäß, im entferntesten Winkel des Hofes zurückgezogen, hier wartete sie mit nachahmungswürdiger Geduld und Selbstverleugnung eine mildere Stimmung ihres Herrn und Meisters ab. Als sie diese gewahrte, erhob sie sich von ihrem Sitze und ging, begleitet von ihren Brautjungfern, langsam dem Hause zu. Auch dies brachte nicht die geringste Veränderung in den Gesichtsmuskeln des Bräutigams hervor; ruhig ließ er sie vorübergehen, er grüßte nicht einmal. Endlich, als die letzte Brautjungfer die Schwelle überschritten hatte, schien es ihm einzufallen, daß er auch etwas bei der Sache zu thun habe. Er trat nun aus der ihn umgebenden Menge hervor, zog einen Dolch aus seinem Gürtel und stieß ihn aus allen Kräften in den Thürpfosten. Diese Handlung hatte in der That etwas schreckbar mysteriöses. Hierauf ging er in's Haus. Als ich in's Zimmer trat, ward mein Unwille wieder sehr rege, als ich sah, daß die Braut, ganz gegen die Regeln des Anstandes, einige Zoll tiefer als der Bäutigam, auf einem Thron saß, der für beide errichtet worden war. Nach einer kurzen Pause, in der der Bräntigam stolz und kalt um sich blickte, und sowol er als die Braut, nichts weniger als glücklich aussahen, sollte der religiöse Ritus vor sich gehen, auf den ich sehr neugierig war, doch ein Blick des Logothetie zeigte mir an, daß ich dabei überflüssig sey, und somit mußte ich mich, mit mehreren andern Gästen, nach einigen leichten Complimenten und Glückwünschen, entfernen. Ich folgte meinem Führer, und mir ward ganz wol, als ich das dunkle, traurige Zimmer hinter mir hatte und mich wieder in der reinen frischen Luft unter der fröhlichen Menge befand.

Der Sonderling.

Heinrich Welby lebte bis in sein vier und vierzigstes Jahr auf seinem Gute in der Grafschaft Lincoln, geachtet von seinen Nachbaren, geliebt von seinen Freunden und gesegnet von den Armen, die er mit Wohlthaten überhäufte, als einer seiner Brüder den Vorsatz faßte, während Welby spazieren ging, ihn zu erschießen. Aber das Pulver brannte von der Pfanne und der Schuß fehlte. Welby, ohne die Fassung zu verlieren, stürzte sich auf seinen Mörder und entwaffnete ihn. Als er Herr des Pistols war, ging er ruhig nach Hause. Bei der Untersuchung der Waffe, die in seinen Händen geblieben, fand er, daß sie mit zwei Kugeln geladen war.

Diese Entdeckung machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er, die Menschheit verabscheuend, sie auf ewig zu fliehen beschloß. Er ahmte jedoch keineswegs die frommen Melancholiker nach, welche sich in den Wüsten begruben: nein, in der Mitte von London wollte er allein in der tiefsten Einsamkeit leben.

Nachdem er ein ansehnliches Haus, nicht weit von Cripple — Gate, gemiethet hatte, um seine Familie unterzubringen, behielt er nur drei neben einander liegende Zimmer für sich. Das erste diente ihm zum Speisesaal, in dem zweiten schlief er, und das dritte war sein Studirzimmer. Er wollte durchaus keinen andern Dienstboten haben, als eine Magd, welche die Sonderbarkeit ihres Herrn sehr werth hielt, und ihn wie einen Heiligen betrachtete. Wenn sie zur Zeit des Essens den Tisch deckte, dann ging Welby in sein Schlafzimmer; machte sie jedoch sein Zimmer rein, dann entfloh er in seine Studirstube. Auf diese Art war er stets allein. Weder seine Tochter, noch sein Schwiegersohn, noch sein Enkel, weder sein Bruder noch seine Schwester erhielten jemals Zutritt zu diesen Zimmern. Er wohnte vierzig Jahre einsam darin, und kam nicht eher heraus, als bis man ihn in die Gruft trug.

Die treue Elisabeth, der er seine Wirthschaft übergeben hatte, sah ihn äußerst selten und immer nur wenn es höchst nothwendig war. Acht Tage vor seinem Ende erfolgte der Tod der treuen Magd.

Welby aß, seitdem er als Einsiedler lebte, nie Fische oder Fleisch; seine Hauptnahrung bestand in Hafergrütze; im Sommer speiste er jedoch bisweilen Sallat oder ungekochtes Gemüse. Wenn er schmausen wollte nahm er das Gelbe von einem Ei zu sich, das Weiße aber ließ er liegen. Vom Brode aß er nur die Krumen, doch nie die Kruste. Sein gewöhnliches Getränk war Bier; Wein und Likör kam nicht über seine Lippen. Bisweilen mußte ihm Eingemachtes gebracht werden, weil er es zuträglich für seine Gesundheit hielt, so wie er auch manchmal frisch gemolkene Milch trank. Nur Elisabeth allein durfte ihm dies Alles besorgen.

Uebrigens beobachtete er die strengste Nüchternheit; seine Familie und seine Dienstboten aber hatten immer vollauf zu essen, und lebten in der That, in einer Art von Ueberfluß.

Einen großen Theil des Tages widmete er der Lektüre und ließ alle neu erschienene Bücher für sich kaufen. Nach seinem Tode fand man jedoch, daß er kein Buch gelesen hatte, dessen Inhalt Dogmatik oder theologische Streitigkeiten enthielt.

Am Weihnacht- und Oster-, so wie an jedem andern großen Feste befahl er, seine Tafel so zu decken, als sollte er eine bedeutende Anzahl Gäste bewirthen. Sobald aufgetragen war, steckte er eine Serviette vor, zog ein Paar Ueberärmel an und nachdem er Gott gebeten, die Speisen zu segnen, legte er sie vor und sandte Braten, Eier, Kapaunen, kurz Alles Stückweise an diejenigen seiner Nachbarn deren Armuth ihm bekannt war. Um seine Mildthätigkeit vollständig zu machen, fügte er auch Wein hinzu. Sein Glück bestand darin, die Leiden Unglücklicher zu lindern. Die Tage vor den Festen verwendete er dazu, sich schickliche Kenntniß von der Lage jener Familien zu verschaffen, deren Hülfsbedürftigkeit Anspruch an seine Wolthaten machen konnte.

Noch verdient von diesem Sonderling bemerkt zu werden, daß er sein Haar und seinen Bart wachsen ließ, so daß, wenn er sich öffentlich gezeigt hätte, er ein Gegenstand der Neugier der Menge geworden wäre.

Heinrich Welby starb am 16. Oktober 1636. Sein Grabmal befindet sich zu London in der Kirche zu St. Giles-Cripple-Gate, wo auch die Asche des unsterblichen Milton ruht.

Türkische Orden.

Um den Zerstörer der französischen Flotte bei Abukir nach europäischem Geschmack zu belohnen, stiftete Sultan Selim III. den Orden des Halbmondes in drei Klassen. Er sandte dem Admiral Nelson einen Zobelpelz, einen kostbaren Reiherbusch (das Symbol des Sieges bei den Orientalen), und den Orden des Halbmondes erster Klasse in Brillanten. In der Folge erhielten ihn noch der russische Botschafter Italinsky, Lord Elgin, Pontecoulant, Sebastiani und Almenara; Mustapha IV. schaffte ihn jedoch wieder ab. Während die Europäer sich durch dieses türkische Ehrenzeichen geschmeichelt fanden, verachteten es die Türken als eine europäische Erfindung, und nie schmückte ein Sultan, ein Vezir, ein Minister oder Pascha damit seine Brust. Es war also gewiß eine starke Probe, auf welche Napoleon einen türkischen Sultan stellte, als er ein Großkreuz der Ehrenlegion an Selim III. schickte, mit der Bitte, es dem

General Sebastiani umzuhängen. Denn da Sebastiani beiden Souveränen gleich gute Dienste geleistet habe, schrieb Napoleon, so wünsche er, daß derselbe das Ehrenzeichen, das er in Paris aus des Kaisers Händen empfangen hatte, in Konstantinopel aus des Sultans Händen empfange. Alsbald begab sich Selim auf sein Lusthaus nach Aynali Cawak, und ließ sich Sebastiani vorstellen. Karl Kallimachi, erster Dragoman der Pforte, übersetzte Napoleons Brief. Den Umschlag, den der Orden enthielt, öffnete Selim selbst und übergab den Inhalt dem General mit den Worten: Allah muteyemmin eileye, d. h. Gott lasse es eine gute Vorbedeutung werden. In den Annalen des türkischen Reichs war dies eine unerhörte Auszeichnung, die ein Sultan einen Christen bewilligte, und folglich konnte es an allgemeinem Tadel nicht fehlen. Minister und Priester rügten das Benehmen des Sultans laut; mehrere weinten vor Unwillen.

Lebensphilosophie.

(Maximen Bonstettens, des Genfer Philosophen, in dessen Briefen an Matthisson, herausgegeben von Füßli. 1828.)

„Lebte ich ohne Arbeit (Bonstetten zählt jetzt 84 Jahre), ohne Gedankentrieb, ich würde mein Alter in allen Fibern fühlen. Der Mensch weiß nie genug, was die Seele für Macht hat. Ich lebe sehr mäßig und trinke keinen Wein. Mein Falerner ist Selterwasser. Wenig essen, sich gegen alles Faullenzen stemmen, arbeiten, so viel es die Kräfte zugeben, sich wo möglich um nichts kränken, und den Tod verachten, das ist die wahre Kunst, das Leben zu verlängern.“ Bei dieser Lebensweise des Geistes und des Körpers sagt Bonstetten: „Nichts ist grundloser und unwahrer, als Alles, was man gewöhnlich über das Alter schwatzt. Ich empfinde in meinen Jahren auch nicht die leiseste Sehnsucht nach meiner Jugend. Diese Sehnsucht ist nie etwas Anderes, als das Stillstehen des Geistes, der, weil er an Nichts denkt, nur noch den Wiederschein der Vergangenheit sieht, und in dieser dunkeln Nacht nur in diesem Zwielichte lebt. Ich bin jetzt ein Vierundachtziger, aber eben so glücklich wie vor vierzig Jahren. Darum sollen wir unsern Geist üben, denn er ist's, der in uns lebt. Er nur giebt Muth und Leben. Ueberhaupt spricht den klarschauenden Greis die vorwärts gehende Entwickelung aller Dinge so an, daß er wünschen möchte, noch einmal geboren zu werden.“

Die Gewinnung des Schildpatts in Ostindien.

Vielleicht wissen wenige Damen, die ihre Locken mit Kämmen kräuseln und stecken, und wenige Herren, die ihre Nase mit einem braunen Staub kitzeln, den sie in einer Büchse aus Schildkröte aufbewahren, welcher Barbarei sie diese Substanz zu danken haben. Wenn die Einwohner der östlichen ostindischen Inseln, erzählt das Sincapore Chronicle, eine Schildkröte, die das Schildpatt giebt (Testudo imbricata) fangen, wird dieselbe über einem Feuer aufgehängt und der Wirkung der Flamme so lange ausgesetzt, bis die Hitze die Schale so locker macht, daß sie leicht abgelöst werden kann. Nachdem dies geschehen ist, wird das halbgebratene und geschundene Thier wieder in die See geworfen, und wenn es wieder gefangen wird, von neuem diesem Auto=da=fé ausgesetzt.

Mittel Gußeisen weich zu machen.

Im vorigen Jahre wurde in den Vereinigten Staaten eine Entdeckung gemacht, die sich mit der jetzigen chemischen Theorie nicht vereinigen läßt, die aber, wenn sie sich bestätigte, von großer Wichtigkeit wäre. Man streute auf ein Stück Gußeisen von acht Zoll Durchmesser und von dreiviertel Zoll Dicke, das man bis nahe an den Schmelzpunkt erhitzt hatte, vier Loth Rohzucker (Cassonade). Der Zucker schien ganz in das Metall einzudringen, veränderte Farbe und Gefüge desselben und erweichte es so, daß es wie das weichste Eisen geschmiedet und gefeilt werden konnte. Der nicht mit Zucker bestreute Theil des Eisens blieb roher. Dieser Versuch soll bereits in Deutschland wiederholt worden seyn, und die Sache sich bestätigt haben.

Kleinigkeit.

Zum Kanzler d'Aguesseau sagte einst sein Sohn: Sie wissen Alles, mein Vater, und entscheiden doch über nichts. Der Vater antwortete: „Du weißt nichts und entscheidest doch über alles.“

Räthsel.

Immer werd' ich gestohlen, geraubt, erobert und dennoch
Weich' ich nie vom Platze; nie fall' ich in feindliche Hände.
Ich das kleinste, das größte; bin nach dem Tode nur sichtbar.
